

sources verfügen, mutet diese Erwartung ein wenig romantisch an. Über die Kraft des besseren Arguments als Katalysator demokratischer Erneuerungsprozesse verfügt die Soziologie nicht allein. Die an zwei Stellen formulierte Prognose, dass der ethnozoologische Ansatz und die damit verbundene Biographieforschung immer mehr zur fragten Instanz im Kontext der gesellschaftlichen Selbstaufklärung avancieren werde, wird vom Autor nicht näher ausgeführt.

Dieser Vorbehalt ändert aber nichts an dem Umstand, dass das Buch wichtige Anregungen für die qualitative Sozial- und Bildungsforschung zu vermitteln vermag. Der Umstand, dass die Biographieforschung in Deutschland (dieser über die Besprechung des Buches hinaus gehende Kommentar darf zum Schluss erlaubt sein) nach Einschätzung des Rezensenten mit großer Wahrscheinlichkeit sehr empfänglich auf das Buch von Bertaux reagieren wird, könnte mit der Lücke an brauchbaren Methodenhandbüchern hierzulande zu tun haben. Immerhin existiert nach wie vor keine einschlägige Einführung in das Handwerk der soziolinguistischen Biographieforschung mit dem Mittel des autobiographisch-narrativen Interviews. Aus wissenschaftspolitischer Sicht noch schwerer wiegt die Hypothek, dass es der Biographieforschung in Deutschland nach meiner Einschätzung noch nicht gelungen ist, über die Erstellung einer oder mehrerer Leitstudien ein klareres Profil zu gewinnen. Leitstudien haben eine wichtige Funktion im Wissenschaftsbetrieb, indem sie das Leistungsvermögen eines bestimmten Ansatzes unterstreichen, Reputation erzeugen und dem wissenschaftlichen Nachwuchs eine gewisse Orientierung geben, an welchen *standards of excellence* sich die Gemeinschaft der Forschenden auszurichten gedenkt. Es geht dabei schlicht um die Dokumentation von Erkenntnissen, welche auch in die Medien der Massenkommunikation ausstrahlen, das Leistungsvermögen einer bestimmten wissenschaftlichen Schule belegen und einem breiteren Publikum einen Hinweis auf die Existenz dieser Forschungsrichtung geben.

Das Buch von Bertaux verdient es, nicht zuletzt aufgrund der eben angedeuteten Lücke in der deutschsprachigen Methodoliteratur von möglichst vielen Leser/innen

wahrgenommen zu werden. Daniel Bertaux hat mit seiner Publikation eine Brücke zwischen der amerikanischen Sozialforschung in der Tradition der Grounded Theory, der modernen deutschen Biographieforschung und einer an den Klassikern geschulten Richtung in der französischen Soziologie mit einer stark ethnographischen Ausrichtung geschlagen – und auf diese Weise einen neuen Impuls für die Verschränkung von Biographieforschung und Ethnographie gegeben.

Literatur

Bertaux, D./Bertaux-Wiame, I. (1981): *Artisanal Bakery in France: How It Lives and Why It Survives*. In: Bechohofer, F./Elliott, B. (Hrsg.): *The Petite Bourgeoisie. Comparative Studies of the Unsteady Stratum*. London, S. 155-181.

<https://doi.org/10.3224/zqf.v19i1-2.20>

Nadine Jukschat

Julia Böcker/Lena Dreier/Melanie Eulitz/Maria Jakob/Alexander Leistner (Hrsg.): Zum Verhältnis von Empirie und kultursoziologischer Theoriebildung. Stand und Perspektiven. Weinheim/Basel: Beltz Juventa 2018, 282 S., ISBN 978-3-7799-2731-0. 29,95 €

Sammelbände allgemein und Tagungsbände im Besonderen genießen unter den wissenschaftlichen Publikationen einen eher zweifelhaften Ruf (Taubert 2016). Grund hierfür ist nicht nur, dass sie keinen Impact-Faktor vorweisen können und in der Regel nicht dem naturwissenschaftlichen Modell des Double-Blind-Peer-Review folgen – Marker für wissenschaftliche Güte und Karrieren, die mittlerweile in der Soziologie angekommen sind, sondern auch, dass kohärente, durchdachte und von den Herausgeber*innen sorgfältig kuratierte Bände in der Praxis eher die Ausnahme bilden.

Der vorliegende Band „Zum Verhältnis von Empirie und kultursoziologischer Theoriebildung. Stand und Perspektiven“, der im Nachgang zu der im Herbst 2015 durch das

Netzwerk empirische Kulturosoziologie (NEK) ausgerichteten gleichnamigen Jahrestagung der DGS-Sektion Kulturosoziologie entstanden ist, setzt – dies sei hier schon einmal vorweg genommen – einen engagierten Kontrapunkt zu diesem negativen Bild vom Tagungs- bzw. Sammelband. Er präsentiert nicht etwa ein Sammelsurium verschrittener Formen einzelner Tagungsbeiträge, sondern führt das Vortragsprogramm weiter, komponiert die Beiträge, stellt ihnen ergänzende Positionen zur Seite und kreist aus unterschiedlichen Perspektiven ein gemeinsames Bezugsproblem ein. Melanie Eulitz und Alexander Leistner formulieren den Anspruch des Bandes im ersten Satz ihrer Einleitung so:

„In diesem Band wird das Spannungsverhältnis zwischen theoretischem Erklärungsanspruch und empirischer Gegenstandsnahe sondiert und für eine (Kultur-)Soziologie plädiert, die sich weder auf Theorieexegese beschränkt noch sich dem Detailreichtum des Gegenstands ungefiltert hingibt.“ (Eulitz/Leistner 2018: 7).

Die hier formulierte Zielstellung mag auf den ersten Blick irritieren, ist die Frage nach dem Verhältnis von Empirie und Theorie doch eine alte, substanzielle Frage der Soziologie insgesamt, wenn nicht gar wissenschaftlichen Denkens und Forschens überhaupt. Bei zahlreichen Klassikern der Soziologie wird die Problematik – zumindest implizit – verhandelt. In der Methodendliteratur wird sie spätestens über die Frage der Generalisierbarkeit bzw. nach Gütekriterien bearbeitet, jüngst etwa bei Strübing u.a. (2018). Hinzu kommen Publikationen wie Beckers (1998) „Tricks of the Trade“ oder „The Craft of Research“ von Booth/Colomb/Williams (2008), die in ihren Überlegungen und Anregungen dazu, wie das wissenschaftliche Handwerk gelingen kann, den Brückenschlag zwischen Empirie und Theorie immer mitdenken – indem sie beispielsweise Wege aufzeigen, die scheinbar einfache, in der Praxis aber dann doch allzu oft voraussetzungsvolle Frage zu beantworten, welches theoretische Interesse die eigene Arbeit eigentlich motiviert bzw. welches theoretische Problem wie am eigenen Gegenstand bearbeitbar wird. Braucht es also diesen Sammelband, der das Verhältnis von Theorie und Empirie nochmals aufrollt? Und was kann dieser Band Neues beitragen?

Mindestens zwei Argumente können für die Notwendigkeit dieses Unterfangens ins Feld geführt werden: Das erste betrifft den Status quo der gegenwärtigen Kulturosoziologie. Durch die Disziplin, so die prominent von Monika Wohlrab-Sahr im Band noch einmal ausformulierte Ausgangsbeobachtung der Tagung und des Bandes, verläuft „ein Graben zwischen zeitdiagnostischen Thesen bzw. ‚großer Theorie‘, die sich empirischer Befunde eher summarisch bedient als dass sie systematisch darauf aufbaute, und eher kleinteiligen, oft qualitativ ausgerichteten empirischen Studien, denen der Weg zur Theoriegenerierung häufig nicht wirklich gelingt“ (S. 34). Diese Spaltung ist ein Problem der neueren Kulturosoziologie und insofern ist es ein verdienstvolles Anliegen des vorliegenden Bandes, die Frage nach dem Verhältnis von Empirie und Theorie (neu) auf die Agenda zu setzen.

Das zweite Argument betrifft den spezifischen Problemzugriff des Bandes: Er sucht das Wechselverhältnis von Empirie und Theorie eben nicht allgemein, sondern spezifisch für die Kulturosoziologie zu aktualisieren. Kulturosoziologie wird dabei – die Einklammerung der „Kultur“ in der eingangs zitierten Zielbeschreibung des Sammelbandes von Eulitz und Leistner ist nicht zufällig – als ein grundlegender soziologischer Zugang konzipiert. Dieses breite, sich von einer Bindestrich-Soziologie abgrenzende, ohne sich aber auf der anderen Seite in allgemeiner Soziologie auflösende Verständnis von Kulturosoziologie ist ein gemeinsamer Nenner aller im Band versammelten Beiträge. Dabei nehmen die einzelnen Autor*innen jedoch durchaus eigene Akzentuierungen des Kulturbegriffs bzw. des Kulturosoziologieverständnisses vor, die sich wiederum in ihren Vorschlägen reflektieren, Empirie und Theorie ins Gespräch zu bringen bzw. zusammenzudenken. Aus diesem Zugriff ergeben sich interessante eigenständige Gedanken, die der alten Debatte durchaus Neues hinzufügen.

Der Band nähert sich seinem Vorhaben über drei Teile an, die mit „Positionen“, „Sondierungen“ und „Beiträge aus der Forschungspraxis“ überschrieben sind und auf die im Folgenden mehr oder weniger kursorisch und mit einer – sicherlich den Affinitäten der Rezensentin¹ geschuldeten – Schwerpunktsetzung auf einzelne Beiträge eingegangen wird.

Der erste Teil führt fünf programmatische Aufsätze zusammen, die in je eigener Akzentuierung das, was sie unter „Kultursoziologie“ verstehen, konturieren und Vorschläge unterbreiten, wie der „methodisch gestützte Stabhochsprung in der Kultursoziologie“ (S. 34) angegangen werden könnte. Böcker/Dreier/Jakob schlagen hierfür im Anschluss an Schütz eine Forschungshaltung der „Kontingenzsensibilität“ vor, die nicht nur ihren Gegenstand, sondern auch den Forschungsprozess selbst als kulturelle Hervorbringung und damit als kontingent ernst nimmt. Als Kernelement dieser Forschungshaltung arbeiten sie eine Pendelbewegung zwischen grundsätzlicher, undogmatischer Offenheit und Flexibilität einerseits und der Notwendigkeit, im Forschungsprozess bewusst und reflektiert Entscheidungen zu treffen, andererseits heraus. Dies impliziert insbesondere, Entscheidungen im Forschungsprozess transparent zu machen. Charakteristisch für die Position der Autorinnen ist dabei, dass letztlich für sie das Primat der Empirie gilt: erweisen sich verwendete Begriffe, an das Material angelegte Perspektiven oder Methoden als unpassend, müssten durch die Empirie ausgelöste Irritationen ernst genommen und der eigene Zugriff modifiziert oder verworfen werden.

Monika Wohrab-Sahr erinnert in ihrem Beitrag daran, dass wir mit Max Webers Überlegungen zum Sinnverstehen und Idealtypus, sowie über die Diskussion zum Kulturvergleich mit dem tertium comparationis bereits über wichtige Hilfsmittel zum „Stabhochsprung“ verfügen. Wie es möglich ist, über mikrosoziologische Analysen auch Makrophänomene zu erklären bzw. das Ineinandergreifen von Mikro- und Makroprozessen in den Blick zu bekommen, beschäftigt Andreas Pettenkofer. In seinem Beitrag rekonstruiert er eine übergreifende Forschungspraxis verschiedener kultursoziologischer Arbeiten, die er als „situative Evidenz“ charakterisiert und die es systematisch weiter auszuarbeiten lohnen könnte. Das verbindende Grundmotiv dieser Arbeiten besteht darin, anhand abgegrenzter raumzeitlicher Situation situative Evidenzeffekte in den Blick zu bekommen, die stabilisierend oder transformierend auf die raumzeitlich ausgedehnten Ordnungen wirken, durch die sie hervorgebracht wurden.

Die beiden letzten Beiträge schließen Teil eins des Bandes mit zwei sich beinahe diametral gegenüberstehenden Annäherungen an das Verhältnis von Empirie und Theorie in der Kultursoziologie ab. Während Gunnar Otte vorschlägt, Kultur ähnlich wie Sozialstruktur als Metakonzepkt zu konzipieren und mit seinem Beitrag dabei für einen – im Band insgesamt unterrepräsentierten – quantitativen Methodenzugang steht, plädiert Christian Meyer, in der Ethnomethodologie verwurzelt, empirisch begründet dafür, den Kulturbegriff praxistheoretisch zu fassen, wobei er dabei insbesondere die leiblich-prozeduralen Grundlagen von Praxis betont.

Im zweiten Teil des Bandes werden Sondierungen des Verhältnisses von Theorie und Empirie vorgenommen. Im Verhältnis zu den beiden anderen Teilen hat dieser Teil mit nur zwei Beiträgen ein quantitatives „Untergewicht“ in der Komposition des Bandes. Die Abgrenzung zu Teil eins erschließt sich nicht sofort intuitiv. Am ehesten gelingt sie, liest man die Beiträge aus dem ersten Teil primär als eigene Positionierungen der Autor*innen, von denen sich die beiden Beiträge im Teil zwei durch ihre stärkere Bezugnahme auf prägende, innerdisziplinäre Debatten unterscheiden. Der Beitrag von Kalthoff greift dabei die Debatte um „theoretische Empirie“ innerhalb der qualitativen Sozialforschung auf. Entschieden tritt Kalthoff dem Dualismus von Theorie und Empirie entgegen, indem er insbesondere die Verwobenheit von Daten und Theorie herausstellt und betont, dass Theorie (auch) in den Daten der qualitativen Forschung selbst steckt. Besondere Erwähnung verdienen in diesem Zusammenhang Kalthoffs Überlegungen zu einer – zur Position von Andreas Pettenkofer in gewisser Weise quer liegenden – transsituativen oder transorganisationalen Forschungsperspektive. So plädiert er für eine Forschungsperspektive, die sich nicht allein für die konkrete Situation interessiert, die sie erforscht (etwa die Situation des Unterrichts-Machens im Kontext einer bildungssoziologischen Frage nach dem Vollzug und den Dynamiken des Schulunterrichts), sondern für die Frage danach, was sich hier ‚situiert‘, und dafür auch die Orte ihrer Rahmung und Konstruktion aufsucht (um zu verstehen, was im Schulunterricht vor sich geht, also

beispielsweise die Kultusbürokratie, die Bildungswirtschaft, die didaktische Wissenschaft). Während Kalthoff an eine methodologische Diskussion anschließt, greift Werner Binder in seinem Beitrag mit dem „strong program in cultural sociology“ von Jeffrey Alexander und Philip Smith ein kulturosoziologisches Forschungsprogramm auf. Binder rekonstruiert das ‚strong program‘ in seiner historischen Entwicklung, expliziert die ihm inhärente Forschungslogik und schält hierüber seine blinden Flecken aber auch sein Potenzial heraus.

Nachdem in den ersten beiden Teilen das Verhältnis von Empirie und Theorie in der Kulturosoziologie vor allem theoretisch und methodologisch verhandelt wurde, wird im dritten Teil schließlich exemplarisch anhand von fünf Beiträgen Einblick in die kulturosoziologische Forschungspraxis gegeben. An Gegenständen von der Materialität der Architektur über Weltanschauungen, Diskussionen um Geschmack und Ästhetik bis hin zum Wandel der Aneignung von Medientechnologien wird exemplarisch vorgeführt, wie Theorie und Empirie praktisch ins Gespräch gebracht und verzahnt werden können. Auch in diesem dritten Teil sticht die Dominanz qualitativer Methodenansätze ins Auge. Sie reflektiert eine gewisse „Wahlverwandtschaft“ zwischen einer empirischen Kulturosoziologie, wie sie die Autor*innen verstehen und den rekonstruktiven Methoden empirischer Sozialforschung. Gleichzeitig zeigen der programmatische Beitrag von Otte aus Teil eins wie auch die im dritten Teil vorgestellte empirische Untersuchung zur Omnivore-Univore-These von Kunißen/Eicher/Otte, wie die Kulturosoziologie auch mit einem quantitativen Forschungsparadigma zusammengehen kann.

Um zum Abschluss die eingangs etwas provokant aufgeworfene Frage nach dem Sinn des Bandes noch einmal aufzunehmen: Ja, es braucht diesen Band. Denn die Frage nach dem Verhältnis von Theorie und Empirie ist eine, die es – gerade weil sie an den Kern soziologischen Denkens rührt – immer wieder zu aktualisieren gilt. Für ihre Beantwortung kann es keine Patentlösungen und kein Rezeptwissen geben, und der Band verspricht solche Lösungsformeln auch nicht. Die Stärke des Bandes liegt gerade darin, neue Impulse in der Debatte zu

setzen und Vorschläge für Herangehensweisen, Forschungshaltungen und -praxen zu formulieren, die es, um eine Formulierung von Böcker und Kolleginnen aufzugreifen „in undogmatischer Offenheit weiterzudiskutieren“ (S. 32) gilt. Er hat das Potenzial den innerdisziplinären Diskurs zu inspirieren und die Hoffnung der Herausgeberinnen einzulösen, als „Antidepressivum gegen disziplinäre Selbstzweifel“ (Eulitz/Leistner 2018, S. 16) zu fungieren und Lust auf ambitionierte, theoretisch wie empirisch starke Projekte zu machen. Insgesamt anspruchsvoll und programmatisch an die Fachgemeinschaft gerichtet, erscheint der Band aber durchaus auch für ambitionierte Studierende höherer Semester geeignet, die selbst empirische Tiefenbohrungen unternehmen (wollen) und sich fragen, wie es gelingen kann, „analytische Sinnfunken“ (Hirschauer 2017, S. 113) im Ringen mit Daten und Theoriemasse zu schlagen.

Anmerkung

- 1 An dieser Stelle sei zudem im Sinne der Transparenz darauf hingewiesen, dass die Rezensionsbrille sicher auch durch die kollegiale Verbundenheit der Rezensentin zu den Herausgeber*innen und die geteilte kulturosoziologische Sozialisation am Leipziger Institut für Kulturwissenschaften gefärbt ist.

Literatur

- Becker, H. (1998): *Tricks of the Trade. How to Think about your Research While You're Doing it*. Chicago/London. <https://doi.org/10.7208/chicago/9780226040998.001.0001>
- Booth, W.C./Colomb, G.G./Williams, J.M. (2008): *The Craft of Research*. Chicago/London.
- Hirschauer, S. (2017): *Theoretische Sozialforschung. Laudatio für Karin Knorr Cetina*. In: *Soziologie*, 46. Jg., H. 1, S. 107–114.
- Strübing, J./Hirschauer, S./Ayaß, R./Krähneke, U./Scheffer, T. (2018): *Gütekriterien qualitativer Sozialforschung. Ein Diskussionsanstoß*. In: *Zeitschrift für Soziologie*, 47. Jg., H. 2, S. 83–100.

Taubert, N. (2016): Publizieren in der Soziologie im Jahr 2030. In: Weingart, P.v./Taubert, N. (Hrsg): *Wissenschaftliches Publizieren: Zwischen Digitalisierung, Leistungsmessung, Ökonomisierung und medialer Beobachtung*. Berlin/Boston, S. 291–296.
<https://doi.org/10.1515/9783110448115-014>

<https://doi.org/10.3224/zqf.v19i1-2.21>

Jochen Lange

Matthias Proske/Kerstin Rabenstein (Hrsg.): Kompendium Qualitative Unterrichtsforschung. Unterricht beobachten – beschreiben – rekonstruieren. Bad Heilbrunn: Klinkhardt 2018, 358 S., ISBN 978-3-7815-2215-2, 21,90 €.

Vor dem Hintergrund der Etablierung und Ausdifferenzierung sinnverstehender Unterrichtsforschung, unternimmt das von Proske und Rabenstein herausgegebene „Kompendium Qualitative Unterrichtsforschung“ den Versuch einer zusammenführenden Bilanzierung der vielfältigen Zugänge in Empirie und Theoriebildung. Die angestrebte Bestandsaufnahme soll die Ergebnisdiskussion und -anschlussfähigkeit über Paradimgrenzen hinweg befördern, sie soll systematisierend helfen, die schwache Verbundenheit zu stärken, die in der Einführung attestiert wird. Diesem Anliegen verpflichtet, gliedert sich der Band nicht entlang unterschiedlicher Methodologien, sondern orientiert sich gewissermaßen am Unterricht selbst. Es werden unterrichtsbezogene Konstitutionsfragen verfolgt, die in drei Kapiteln systematisiert und von 16 Beiträgen bearbeitet werden: Es geht (I) um „Grundfragen“ der gegenstandstheoretischen Charakterisierung und Analyse von Unterricht, (II) um „Unterrichtspraktiken“ anhand ausgewählter Phänomene des operativen Vollzugs sowie (III) um „Soziale Konstitutionsbedingungen“, die die Praxis und Multimodalität von Unterricht hervorheben.

Das erste Kapitel eröffnend wendet sich Proske dem Unterrichtsbegriff in der quali-

tativen Forschung zu. Mit der Frage, „Wie Unterricht bestimmen?“, werden Studien samt ihrer gegenstandstheoretischen Fassung des „Objekts Unterrichts“ über sozialtheoretische Klassifizierungen (z.B. sprachtheoretisch, praxistheoretisch, wissenssoziologisch) systematisch verortet. Das Theorie-Empirie-Verhältnis gerät ebenso in den Blick wie die Vielfalt der Unterrichtsbegriffe, die hinsichtlich ihrer Konvergenz, Komplementarität und Konkurrenz befragt werden. Dabei wird der qualitativen Unterrichtsforschung eine zugenommene begriffliche Konsolidierung attestiert. Idel und Meseth stellen angesprochen die methodologische Frage „Wie Unterricht verstehen?“, für die sie beispielhaft die Implikationen und sozialtheoretischen Grundprämissen der Konversationsanalyse, Objektiven Hermeneutik, Ethnografie sowie Dokumentarischen Methode vergleichen. Aufgezeigt werden die divergenten Fokussierungen auf je unterschiedliche Ebenen der Sinnkonstitution bzw. die Dimensionen von Unterricht, die damit in den analytischen Blick geraten.

Das zweite Kapitel bildet mit zehn Beiträgen den Schwerpunkt des Kompendiums. Die ersten fünf hier zu findenden Texte wenden sich „Konstitutionsproblemen“ von Unterricht zu. So beginnt Schelle mit dem Thema „Unterricht anfangen“. Entlang der Frage, als was Unterrichtsanfänge – in ausgewählten Studien – in den Blick geraten, werden verschiedene Modi ihrer Erschließung zusammentragend systematisiert: Konstituierung als Ablaufmuster, Unterrichtsbereitschaft, Gegenstandsetablierung u.a. Diese Modi werden anhand von empirischen Fallbeispielen weiter plausibilisiert und in ihren Verstrickungen betrachtet. Abschließend hebt Schelle die besonderen Herausforderungen hervor, die die Erforschung der Anfänge mit sich brächte und betont verbleibende Leerstellen (z.B. die Beendigung von Unterricht als Vergleich). Herrle und Dinkelaker collagieren die Befundlage zu „Koordination im Unterricht“, indem sie nach dem empirischen *Wie* der abgestimmten Interaktion fragen. Nach einer kurzen Gegenüberstellung praxeologischer und ethnomethodologischer Perspektiven, systematisiert der Beitrag Ergebnisse über die herausfordernde Aufrechterhaltung, Differenzierung und (Re-)Etablierung von Koordinationszusammenhängen: Es geht dabei